

Eröffnungsflug nach New York

Der Boden vibriert unter meinen Füßen. Die vier Motoren werden auf höchste Leistung gebracht und dröhnen vor dem Start im sogenannten „Run-up“. Dann geht es los! Unser Flugzeug wird immer schneller. Wir heben ab. Ich spüre, dass die Schwerkraft mich in meinen Sitz drückt und atme tief durch. Ich habe es geschafft! Mein Traum ist in Erfüllung gegangen: Ich, Edith Janssen, bin als Stewardess bei der neu gegründeten Lufthansa eingestellt worden und jetzt auf dem Eröffnungsflug nach New York dabei. Es ist der 8. Juni 1955.

Unsere brandneue Lockheed 1049 G – besser bekannt als Super Constellation – fliegt nach Amerika.

Schade, dass ich nicht richtig aus dem Fenster sehen kann, um einen letzten Blick auf den Hamburger Flughafen zu werfen. Margot und ich sitzen zum Start auf unseren Flugbegleitersitzen – Klappsitze vor den hinteren Toiletten. Von hier aus können wir nur die First Class-Passagiere von hinten sehen und durch die Bordküche, die sogenannte Galley, den Gang entlang bis zur Cockpittür.

Am 1. April 1955 hat Deutschland die Lufthoheit zurückerlangt und damit auch wieder ein Stück Selbstvertrauen. Lufthansa darf in die Welt hinausfliegen – und ich mit ihr!

Heute haben wir in der Kabine außer uns beiden Stewardessen und unserem Kollegen Hans aus dem ersten Lehrgang noch einen zusätzlichen Steward mit in der Kabine, meinen Lehrgangskollegen Kristof. Normalerweise betreuen ein Steward und zwei Stewardessen die bis zu 80 Passagiere und die neun Mann Cockpit-Besatzung.

Mit meiner dunkelhaarigen Kollegin Margot verstehe ich mich bestens. Sie entspricht in meinen Augen viel mehr dem Bild einer Stewardess als ich: Sie ist groß, hat ein hübsches Puppengesicht und steht oft für Lufthansa Modell. Außerdem ist sie vier Jahre älter als ich und meistert

alle Situationen souverän. Ein bißchen farblos fühle ich mich neben ihr. Wir sind uns beide darüber einig, dass wir einen Traumberuf haben, in dem wir auch so lange wie möglich arbeiten wollen. Die Männer sollen uns nicht dazwischenkommen! Wer heiratet, muss nämlich mit dem Fliegen aufhören.

Alles auf diesem Flug ist neu für uns. Seit wir 24 Stewardessen und 14 Stewards am 1. April 1955 unseren Dienst begonnen haben, sind wir auf der Convair innerdeutsch und nach Paris und London eingesetzt worden. Das hat mir gut gefallen, aber jetzt lockt das Abenteuer: Amerika! Schon den Flughafen in New York stelle ich mir gigantisch groß und hochmodern vor. Aber zunächst liegt der Flug mit Zwischenlandungen in Düsseldorf, Frankfurt, Shannon und eventuell auch noch in Gander auf Neufundland vor uns. Unser amerikanischer Flugkapitän Eddie Wells hat in der Flugbesprechung, dem Briefing, überlegt, ob wir die Strecke wohl von Shannon aus nonstop schaffen können. Das geht nur, wenn das Wetter uns gnädig ist. Bei starken Gegenwinden müssen wir in Gander zwischenlanden, um dort Treibstoff aufzunehmen.

Auf der Super Constellation gibt es nur eine Galley, die sich in der Mitte der First Class befindet. Dort ist mit viel Mühe der Großteil der Bordverpflegung für zwei bis drei Streckenabschnitte verstaut worden. Unser guter Geist, Kuddel Harms vom Catering-Service in Hamburg – der Urvater der LSG Lufthansa-Service GmbH – hat die unzähligen Container verstaut und noch zusätzlich viele vollbeladene, braune Papiertüten an Bord gebracht. Alles ist auf engstem Raum untergebracht, vieles provisorisch hinter Klappen und Fächern. Wie haben wir über all die Köstlichkeiten gestaunt! Schließlich ist uns die Zeit des Hungerns nach dem Krieg noch gut in Erinnerung. Und jetzt servieren wir Delikatessen, deren köstlicher Anblick uns das Wasser im Munde zusammen laufen läßt.

„Edith! Edith!“ Margots Rufe wecken mich aus den Tagträumen. „Guck mal, die Klappe! Sie öffnet sich! Die Eier ...“ Blitzschnell schnalle ich mich los und erreiche gebeugt – gegen die Schwerkraft im Steigflug des Starts wie gegen einen Sturm ankämpfend – auf rutschigem Boden die Galley.

Schlimmstes verhindernd, kann ich gerade noch den Rest der Eier durch Schließen der Klappe abfangen. Ein paar übereifrige Eier haben

sich jedoch schon während des Starts als Rühreier anbieten wollen und glitschen durch den Gang der hinteren First Class: „Scrambled eggs runnin““, wie die Amerikaner ihre Rühreier gern bestellen. Aber so wohl nicht! Aufwischen ist angesagt! Kaum in der Luft, gehen wir zu Boden und wischen. Welch eine glitschige Masse und wie das schäumt! Und alles vor den Augen unzähliger Journalisten und geladener Gäste. Mit witzigen Bemerkungen halten sich die Passagiere nicht zurück: „Ei, das Ei – das Symbol des Neuanfangs. Das paßt doch!“ – „Wie hat die Lufthansa das denn so gekonnt inszeniert?!“ Es ist eine Sondereinlage unserer Bordunterhaltung, die noch nicht per Kopfhörer aus der Armlehne kommt, auch nicht per Bildschirm von der Wand. Wir sind die Hauptunterhalter – sowohl für das leibliche als auch für das allgemeine Wohl zuständig. Aber es muss nicht immer Bodenakrobatik sein!

Abgesehen davon, dass wir den Gästen nur Eier in limitierter Auflage zum Frühstück anbieten können, klappt unser Service bestens. Rühreier wollen die wenigsten, greifen lieber zu unserem Ersatzangebot der kleinen schwarzen Eier: Kaviar „Beluga Malossol“.

Eine Fülle von Delikatessen ist beladen: Hummer, Kaviar, Lachs und Gänseleber als Vorspeisen. Köstlich! Die Passagiere schwelgen; ebenso die neun Mann im Cockpit, für die ebenfalls First Class-Verpflegung vorgesehen ist. Vor der Landung in New York muss alles „ausgetütet“ werden, was übrig geblieben ist. Die Gesundheitsbehörde verbietet die Einfuhr sämtlicher Lebensmittel. Das geht uns Kriegs-Hungerkindern schon gegen den Strich. Deshalb füllen wir, wie Kamele nach einer Wüstendurchquerung, unsere verbrauchten Kalorien mit den Köstlichkeiten wieder auf. Als Kind der Waterkant mag ich Kaviar auf Anhieb. Kristof aus Kärnten ist kein Freund davon und meint flapsig: „Kaviar? Den hab ich schon mit dem Schulbrot weggeworfen!“ Ich wußte ja, dass das nicht ernst gemeint war und wischte meinem Banknachbarn aus dem zweiten Lehrgang eins aus: „Wat de Buer nich kennt, dat freet he nich!“ Weggeworfen hatte natürlich niemand etwas in dieser kargen Zeit. Der große Hunger lag ja erst ein paar Jahre zurück und ich sah den besorgten Blick meiner Mutter noch vor mir, den sie hatte, wenn jemand mit Lebensmitteln „aaste“, sie also verschwendete. Es wurde nichts weggeworfen, alles verwertet.

Frau Wöltjen, die Kriegerwitwe, die während des Krieges mit ihren beiden Kindern in unserem Einfamilienhaus oben einquartiert wurde, arbeitete bei den „Amis“ in der Küche. Wenn sie nach Hause kam, sagte sie öfter: „Frau Janssen, ich habe für Purzel ein paar Koteletts mitgebracht“ und übergab ihr riesige Koteletts, aus denen manchmal nur ein Happen herausgeschnitten worden war. Purzel, unser Rehpinscher, der sich durch solche Sonderrationen zu einem Dobermannpinscher ausgewachsen hatte, nahm es seinem Frauchen nicht übel, dass diese die guten Stücke aus den Koteletts noch herauschnitt, mit Zwiebeln anbriet und daraus für uns vier ein Mittagessen zauberte. Purzel wurde auch noch satt und verriet uns nicht.

Und hier an Bord das köstliche Obst! Welch eine Fülle! Das Beste ist für unsere Passagiere gerade gut genug. Sie sollen auf keinen Fall zu kurz kommen.

Auch an die Cockpit-Besatzung wird reichlich Obst verteilt – trotzdem kann nicht alles gegessen werden. Und so müssen die wunderbaren Früchte zusammen mit vielen anderen guten Lebensmitteln in verschiedenen Tüten „entsorgt“ werden.

Während Hans und Kristof noch den Inhalt der Zollboxen nachzählen, auf der Liste eintragen und die Boxen verplomben, nehme ich eine von den wunderbaren Navel-Orangen in die Hand und lasse mit dem Fingernagel ätherisches Öl spritzen.

Mit dem Geruch taucht gleich die Erinnerung an meine erste Apfelsine auf, die ich mit Bewußtsein nach dem Krieg voller Genuß verzehrte.

„Hier ist deine Apfelsine“, sagte Mama. „Jeder hat eine auf Zuteilung bekommen.“ Ich bemerkte, dass sie mir, der Kleinsten in der Familie, die größte Orange zuschob. Glücklicherweise nahm ich diesen kleinen orange leuchtenden Ball, lief nach draußen, warf ihn in die Luft, fing ihn auf, setzte mich auf meine Schaukel, umhüllte ihn mit beiden Händen und ritzte ein bißchen an der Schale. Hm! Welch ein Duft! Und der vertrocknete Blütenkelch der Navel-Orange sah meinem Bauchnabel auch ähnlich, stellte ich fest. Navel = Nabel. Englisch ist eigentlich nicht so schwer!

Dann fing ich an, die Schale zu pellen. Wie sorgfältig war diese Apfelsine verpackt mit der Innenhaut aus gelber Watte. Das Spritzen machte Spaß, so dass ich ein Stück der großporigen Schale zwischen meinen

Finger zusammenkniff und kleine Ölsalven in die Gegend schoß. Meine Finger wurden ganz gelb und ölig und alles roch nach Apfelsine. Beim Hin- und Herschaukeln kam ich immer wieder durch diesen Orangenhain der Düfte. Wie mochte es dort aussehen, wo diese köstlichen Früchte wachsen? „Zeig mir das Land, wo die Zitronen blühen“, trällerte meine Schwester, wenn Operettenmelodien aus dem Radio ertönten. Aus Sehnsucht nach solchen Ländern pflanzte ich die Kerne an eine geschützte Stelle unseres Gartens. Es fehlte ihnen die jedoch die Tropensonne; bei uns konnten sie nicht „Fuß fassen“. Keine zehn Jahre später machten wir auf einer Safari in Afrika einen Apfelsinen-Weitspuck-Wettbewerb.

Ach, welch eine Wohltat, als nach den „sieben mageren Jahren“ die sieben fetten folgen! Ich möchte die mageren nicht missen, denn sonst könnte ich die fetten jetzt nicht so genießen.

Ähnlich geht es mir mit Schokolade. Nach und nach war sie aus den Läden verschwunden – und damit auch aus unserem Verlangen. Manche Edel-Produkte wurden durch Kunstprodukte ersetzt. „Schlackermaschü“ war solch eine Magermilch-Süßspeise oder „Muckefuck“, der aus Gerste selbstgebrannte Kaffee. Aus Buttermilch und Zucker – falls wir welchen bekommen konnten – wurden ganz leckere Karamellbonbons gemacht. Nicht zu vergessen der Zuckerrübensirup. Stundenlang wurden die klein geschnittenen Rüben in unserem Waschkessel gekocht, das ganze Haus stank danach, aber das Ergebnis: einfach delikats!

Während des Krieges spielte ich in Carolinensiel/Ostfriesland mit meinem gleichaltrigen Cousin Hermann in der Scheune. Hinten waren die Schweineställe.

Es roch nicht nur nach Schwein, sondern auch nach Heu, das oben drüber gelagert war. Vorne im ehemaligen Pferdestall hatten die beiden russischen Kriegsgefangenen Segelij und Seidat ihre Sachen untergestellt. „Kommt mal her!“ winkten sie uns zu sich heran mit ihren lachenden Mongolenaugen.

„Hier, probiert mal russische Schokolade.“ Hm!

Ob die deutsche Schokolade auch so gut geschmeckt hat? Hermann stopfte sich die Schokolade in den Mund und kaute voller Genuß, so dass ihm der braune Saft aus den Mundwinkeln heraus quoll. Ich biß

ein kleines Stückchen ab, lutschte genüsslich und zog diesen Gaumenschmaus lieber in die Länge.

Segelij hatte ein ganz besonders zärtliches Verhältnis zu Hermanns kleiner Schwester Hela entwickelt. Sie wurde 1940 geboren, ihr Vater fiel zwei Jahre später in Rußland. Er nahm sie gern auf den Arm – vielleicht hatte er eigene Kinder zu Hause? Aber Helas Mutter, mit 32 Jahren Kriegerwitwe mit drei Kindern, sah es gar nicht gerne, wenn „Klein-Hela“ nicht zu halten war. „Ich will zu meinem Papa!“ rief sie und lief in die Scheune, um von Segelij väterlich liebkost zu werden.

So nett waren die Russen zu uns Kindern, aber wir hatten auch von schrecklichen Erfahrungen gehört.

Schokolade hatte ich nun wieder kennen gelernt. Aber was ich nicht vergessen hatte und wobei mir schon beim Gedanken daran das Wasser im Mund zusammenlief, das waren unsere Salmiakpastillen. Ach, wie hatten wir die geliebt! Sterne aus sechs „Salmis“, diesen kleinen, schwarzen Lakritzrhomben, klebten wir uns auf den Handrücken. Mit langer, lüsterner Zunge leckten wir den schwarzen, scharfen Lakritzsaft von unserem „Salmi-Stern“. Zwischendurch legten wir eine kleine Unterbrechung ein, um unserer Zunge eine Pause zu gönnen. Hatte die sich wieder neutralisiert und signalisierte die einspritzende Spucke: „Mehr!“, fuhr das schwarz gefärbte „Leckbrett“ wieder genüsslich über den verlockenden Stern. Da hatten wir dann lange etwas davon.

Aber, aber! Salmiakpastillen waren verschwunden. Nirgends auch nur ein Hauch davon, „Ersatz-Salmis“ gab es auch nicht. Gegen Ende des Krieges wurde alles noch knapper. Eines Tages sagte mein Vater: „Am kommenden Wochenende fahren wir zur Silberhochzeit von Tante Erna und Onkel Martin nach Carolinensiel.“ Wir hatten kein Auto mehr, deshalb mussten wir sehr zeitig einen Zug nehmen, weil wir in Sande und in Jever noch umsteigen mussten. Gerade, als wir in Sande ankamen, ertönte die Sirene – Fliegeralarm. Wir mussten in den Hochbunker am Bahnhof und sitzen und warten und warten auf Entwarnung – aber die ließ auf sich warten.

In Jever hatte der Anschlußzug natürlich nicht gewartet. Als wir endlich müde, matt und hungrig in Carolinensiel ankamen, ging es auf der Mühle, in der Onkel Martin und Tante Erna wohnten und Silberhochzeit feierten, hoch her.

Junge, was können die Ostfriesen lustig sein, wenn sie einen „im Tee“ haben! Ich konnte nur staunen – auch über die vielen Torten, die überall herumstanden, denn die eingeladenen Hausfrauen hatten ihren ganzen Ehrgeiz in diese Torten einfließen lassen und sie als Geschenk mitgebracht. Und Schinken und Wurst ... alles im Überfluß!

Nicht nur die Torten waren geschmückt – auch die Frauen! Besonders auffällig benahm sich eine junge, gutaussehende Frau mit langen, schweren Ohrgehängen. „Die ziehen ihr ja wirklich die Ohren lang“, dachte ich, „und das noch freiwillig!“ Nicht so, wie es manchmal in der Schule angedroht wurde.

„Das ist Franziska, die Tochter vom Apotheker Johannsen aus Funnix – weitläufig mit uns verwandt“, sagte mein Vater. „Apotheker?! Salmiakpastillen!“ schoß es mir durch den Kopf. „Ja, du kannst ihn ja mal fragen“, schmunzelte mein Vater. Ich fasste meinen Mut zusammen und fragte Apotheker Johannsen, der mit seinem Bart schon über Vierzig sein musste – jenseits der Dreißig waren sie für mich doch sowieso alle alt. „So, Salmiakpastillen möchtest du haben?! Ja, die haben wir in unserer Apotheke. Aber was kriege ich denn dafür?“ fragte er und beugte sich zu mir herunter. Ich zuckte die Schultern. „Ich möchte dafür einen Kuß – hier auf die Backe.“ Na ja, für Salmiakpastillen! Ich hauchte ihm ganz schnell einen Kuß neben seinen Backenbart. Aber das sollte mir eine Lehre fürs Leben sein – ich habe die Salmiakpastillen nämlich nie bekommen.

Und noch einen Geschmack werde ich nicht vergessen, aber fortan tunlichst meiden, und zwar aus folgendem Grund: Die Töllner Puddingpulver-Fabrik in Bremen wurde 1944 von Brand- und Sprengbomben getroffen, alles in Schutt und Asche! Unter den Trümmern sollten noch unbeschädigte Kartons mit Puddingpulver liegen.

„Komm, wir gehen Buddeln!“ sagte meine Freundin Ada. Ausgestattet mit Schaufeln und Eimerchen machten wir uns, wie Archäologen, an die Ausgrabungen und wurden fündig! Einen ganzen Karton, unversehrt, voll mit Vanille-Puddingpulver, konnte ich freudestrahlend bei meiner Mutter zu Hause abliefern und war stolz, unseren mageren Speiseplan zu bereichern. Mama kochte auch sofort einen Vanille-Pudding, aber igit! Der schmeckte total verbrannt! Der Qualm der Brandbomben hatten diese Köstlichkeit ungenießbar gemacht. Selbst als meine Mutter

versuchte, den Brandgeschmack mit Früchten aus dem Garten zu überdecken, überkam mich ein Würgereiz. Rieche ich heute noch z.B. einen verbrannten Toast, steigen sofort diese Erinnerungen auf und verursachen leichte Übelkeit.

Dafür aß ich nach dem Krieg die Erdnußsuppe aus der Schulspeisung mit Heißhunger und auch die Erbsensuppe, die wir in unsere kleinen Eßkübel geschöpft bekamen. Hunger ist zwar der beste Koch – aber die Schulspeisung war auch wirklich gut und lecker. Nach dem Krieg, als auch bei uns Schmalhans Küchenmeister war, wurden wir in der Schule angeregt, Päckchen für unsere Kriegsgefangenen in Rußland zu packen. „Hol mal ‚Milchmädchen‘ von Nestlé“, schlug Mama neben anderen köstlichen Sachen vor. „Die ist konzentriert und hat es in sich!“ Wie recht sie hat, konnte ich feststellen, als ich auch einmal eine Tube probieren durfte. Kam auch auf meine Liste: „Wenn ich mal reich bin.“

Dieses Haushalten, dieses Sparen, dieser Verzicht auf leckere Sachen. Alles ist noch so gegenwärtig. Und nun plötzlich öffnet sich der enge Käfig der Kriegs- und Nachkriegszeit und uns wird alles zuteil in Hülle und Fülle.

Die weite Welt liegt einladend vor uns. Mit der Lufthansa wachsen ein selbst Flügel, die wir voller Wonne ausbreiten. Mühelos überfliegen wir Grenzen und landen staunend in fremden Ländern und Kulturen. Wir schließen Freundschaft mit Menschen, die uns ein paar Jahre zuvor noch als böse Feinde dargestellt worden waren.

Empfang in New York 9.6.1955

Auf unserem Eröffnungsflug nach New York können wir aus dem Vollen schöpfen. Fülle und Überfluß werden zudem durch großartige Eindrücke ergänzt. Eine hervorragende, kameradschaftliche Besatzung ist im Cockpit. Mit unserem Captain Eddi Wells ist ein echter amerikanischer Sunnyboy im Einsatz. Er strahlt trotz seiner Größe von 1,70 Meter eine wohlthuende Souveränität aus. Wie viele gute Kapitäne nutzt er die Zeit in den Pausen, um sich in der Kabine umzusehen, sich mit den Passagieren zu unterhalten und sie einzuladen, wie es heute nur noch in der Fernsehserie „Traumschiff“ vorkommt.